

Das ist der Daumen

Johannes Willhoff.

Last uns achten auf die Worte
der redenden Hand!

Last uns hören die Sprache der
Finger!

Last uns wandern vom Daumen
zum Kleinfinger!

fort erinnert es uns an die Sanskrit-
form pantiṣaṇ für fünf, ans Penda-
schab (Fünfstromland) und an Punsch,
der trotz Schillers Gedicht fünf Bestand-
teile enthält.

Zur erfolgreichen Wanderfahrt aber
müssen wir die Hand beim Daumen
fassen. Er allein gestattet einen festen
Griff:

Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der sammelt sie auf,
Der trägt sie nach Haus.

Und der kleine Schelm ist sie alle,
alle auf!

Nüchtern besehen, eine Platttheit. Aber
eine Platttheit erzeugt nicht Duzende von
Sproßformen, geht nicht Jahrhunderte
und Jahrtausende durchs Land, ist nicht
blühenden Lebens voll, nicht hinein-
getaucht in die tiefe Leuchtkraft uralter
Märchen. Aber die Finger werden als
belebte Wesen geschaut, und diese per-
sönliche Erhebung schuf das Kinder-
märchen. Sie bildet das herrschende Prin-
zip der Fingersprache. Kein Körperglied
kommt freilich dem kindlichen Streben
nach Belebung so sehr entgegen wie der
bewegliche Finger. Keins kann sich hin-
sichtlich der poetischen Bearbeitung darum
auch nur entfernen mit ihm messen. —
Wo je Volks- und Jugenndichtung ent-
stand, da war das Fingermärchen viel-
leicht einer der ersten Töne, die an-
geschlagen wurden. Wo je Kinderlied
und Kinderspiel gesammelt wurden, da
sahen die Sammler mit Staunen die
Fülle der Bilder, die zahllosen Varianten,
in welche die alten Fingerthemen aus-
klangen. In Berlin wie im weitesten
fernstem Dörflein unserer Griesen Ge-
gend, am Fuß der Alpen wie in Schott-
land und Norwegen, in ehrwürdig-ver-
staubten Sprachen und in jeglicher
Dialektschattierung deutscher Zunge — so
firmt es von allen Enden zusammen
in ein einziges großes Jubellied der
Kinderwelt. Und mitten in all diesem
klingenden Lachen und Jubeln steht breit
und behäbig, dick und gelassen, würdig
und selbstbewußt, stämmig und ehren-
fest der Daumen. Das ist der Daumen!
Überall geht er voran. In den

Reichenhaft und bedeutsam war von
jeher die bewegliche Hand mit ihren
Fingern. Hinter der „geschwägigen Hand“
der Römer mögen wir weit zurückbleiben,
aber vom mahnend erhobenen Zeige-
finger bis zur geballten Faust verfügen
wir doch über eine Reihe geläufiger Aus-
drucksformen unserer Wünsche, Forde-
rungen, Stimmungen und Gedanken. Ob
wir den Finger nachdenklich an die Nase
legen, ob wir beziehungsvoll an die Stirn
tippen, ob wir durch Einbiegung des
Zeigefingers ein Kind heranwinken:
immer ist es Sprache ohne Worte,
Sprache der Hand, und sie wird über-
all verstanden. Es ist, als ob ein Strahl
aus dem Frührot des ersten Menschen-
lebens auf Erden noch heute gleich-
weise über rosigge Fingerringen und ver-
runzelte Handrücken leuchte.

Sprachlich laßt gleich das Wort Hand
zu flüchtigem Verweilen. Der Ablaut-
reihe binden — band — gebunden ent-
spricht die Substantivreihe Binde —
Band — Bund. Die drei stehen in un-
serm Sprachbewußtsein noch zusammen, so
zwar, daß Binde und Band aktiv, Bund
passiv gefaßt wird. Wie Binde, Band
und Bund, so gehören auch zusammen
Hinde, Hand und Hund, nur daß sie
für unser Bewußtsein auseinander ge-
fallen sind. Und wie Binde, Band,
Bund auf die Reihe binden, band, ge-
bunden zurückgehen, so weisen Hinde,
Hand und Hund ebenfalls auf ein Zeit-
wort zurück, und es muß abgelautet
haben: binden — hand — gehunden.
Längst ist es unserer Sprache verloren
gegangen, aber Ulfilas, der Gotenbischof,
bringt es noch in einigen Zusammen-
setzungen, und es hatte die Bedeutung
von fassen, fangen, packen, ergreifen.
Die Hand ist somit das fassende, grei-
fende Glied, und der Ablaut erweist sich
als Schlüssel zur Erschließung verloren
gegangener Wortformen.

Das Kind gibt uns seine Patzsch. Wir
stellen ein n in das Wort ein, und so-

Fingermärchen kauft er den Ochsen, er schlachtet das Schwein, er bereitet das Mahl, er verbrennt sich am Feuer. Sind die fünf vielgeschäftigen Brüder beim Waschen, so trägt er die Wäsche voran. Er ist der Erste beim Spazierengehn. Unvorsichtig scheint er dabei auch zu sein; er fällt in den Bach, aber sofort eilen seine Brüder ihm zu Hilfe:

Der ist ins Wasser gefallen,
Der hat ihn herausgezogen,
Der hat ihn abgetrocknet,
Der hat ihn zugedeckt,
Und der kleine Schelm hat alles
nachgesagt.

In einem andern Märchen zählt er das Brot: Dei hett dat Brot tellt. Denn der Daumen gibt oder gab Zahl und Maß. Nicht immer galt der Fuß als Einheit für Längenmaße, und über landschaftliche Eigenart hinaus wurde die alte Elle nach Daumenlängen gemessen. In der Schweiz wie im Skandinavischen ging das Maß von der Daumenspitze bis zum Ellenbogen, und natürlich kannte auch das deutsche Mittelalter die Daumenelle.

Als Eights Sohn Orvandil von Thor über das Weltmeer getragen wurde, sah dem Knaben der Daumen des Fußes, die große Zehe, aus dem Tragkorb hervor und erfror in der Nachtkälte. Da nahm sie der Gott und warf sie an die Sterne. Über die Behandlung erfrorener Gliedmaßen scheint man damals anderer Ansicht gewesen zu sein. Es ist der kleine Stern über dem Mittelstern der Deichsel am Großen Wagen. Unbekannt ist Grimms Märchen vom kleinen Däumling. Es bezieht sich ursprünglich wohl auf den Gott Thor, der sich einst im Däumling eines Riesenhandschuhs versteckt hielt. So leuchtet die Abendröte einer verfunkenen Götterwelt durch das Kindermärchen.

Vor allen Fingern war der Daumen Gott geheiligt. Den Gottesfinger nennt ihn darum das falsche Gesetz, und in unserer Lebensart: „Den Daumen auf etwas setzen,“ mag eine verblaßte Erinnerung liegen an die Zeiten, da der Daumen zur Bekräftigung der Macht in rotes Siegelwachs eingedrückt wurde. Denn wer Macht und Gewalt besaß, der hatte eben den Daumen. Jemandem

den Daumen aufs Auge setzen, steht also für völlige Unterdrückung.

Stand der Daumen in besonderer Beziehung zur Gottheit, so tritt das Gesetz über die Zahlung eines besonderen Vergeldes für Verletzungen, die ihm zugefügt wurden, in ein neues Licht. Zwölf Schilling Buße setzte das Recht auf den Daumen. Merkwürdigerweise stand ihm nur der Kleinfinger in der Wertbemessung ganz oder annähernd gleich. Die übrigen Brüder wurden niedriger eingeschätzt. Oft schrieb man ihm auch übernatürliche Kräfte zu. Einst gingen die vier Finger zusammen aus, aber ohne den ältern Bruder und gegen seinen Willen. Als sie in Gefahr gerieten, rief der Kleine den Daumen herbei, und er kam ihnen mit einer Keule zu Hilfe und errettete sie.

In Nebenarten und sprichwörtlichen Wendungen steht der Daumen in Beziehung zu Geld und Glück. „Bei hett wat vör'n Dumen schawen: das Bild ist dem Geldaufzählen entnommen, und Schwabens-Dum ist im Plattdeutschen für Reichtum gebräuchlich. Wer nicht gern Geld ausgibt, hat natürlich die Sicht im Daumen. — Durch Jahrhunderte spukt der Glaube, daß der Diebsdaumen Glück bringe. Glücksritter des Mittelalters stahlen gelegentlich die ganze Leiche eines Geheulenen vom Galgen, ließen den Daumen auch wohl, wenn er sich in ihrem Sinne bewährte, in Gold und Silber fassen. Kaufleute kehrten gern bei Wirten ein, die sie im Besitz eines Diebsdaumens wußten, denn von alters her gilt der Daumen als Kaufleutfinger. Er brachte eben Glück, auch im Handel.

Warum er Glück brachte? Vielleicht wegen der übernatürlichen Kräfte, die man ihm zuschrieb. Klarheit gibt auch nicht die gemeingültige Wendung: „Den Daumen halten oder drücken“, wenn wir jemand Glück, guten Erfolg in der Prüfung wünschen. Wer den Daumen drückt, preßt ihn in die Spanne, die ihn vom Zeigefinger trennt, und drückt die Finger auf den Daumen. Die Spanne hieß die Wobanspanne, und Woban mochte der Gott des Glücks sein. Dann liefert der einfache Glaube die zureichende Erklärung des sehr geläufigen Brauches und der vielumstrittenen Lebensart. Übrigens

war das Daumendrücken im Sinn des Glückwünschens auch schon den Römern geläufig: Plinius erwähnt das pollicem premere.

Gilt der Daumen überhaupt als Finger? Vor langen Jahren fragte ich die kleine Göffelhirtin draußen vorm Dorf: Mine, wovel Fingern heßt du an din Hand? Worauf Mine gewissenhaft abzählte: Ein — twei — drei — veier! — D, Mine, dat stümmt jo nich, tell man noch mal. — Ein — twei — drei — veier! — Ne, Mine, dat stümmt noch nich; dat sünd jo fief. — Mine sah verdutzt auf ihre Hand und lachte dann heraus: Ne, veier sünd't, dat anner is de Dumen! Und Walther von der Vogelweide berichtet humorig von der Traumdeutung des alten Weibleins Zwén und einer daz sint dri dan noch seite s' mi dü bi, daz min düme ein vinger si, und in „Renner“ heißt es noch deutlicher: Spricht einer: „vinger ist düme“ des sache wirt vernichtet kúme; spricht aber einer: „dume ist vinger“, so wirt sin sache vil geringer.“ — Wieviel Finger hat der Mensch? Es gibt ja Vöfker, die „nicht mal bis fünf“ zählen können, und auch bei uns wird die Wenzung als nicht gerade wohlwollende Erkundigung nach dem Stande geistiger Fähigkeiten gebraucht. Aber Mine war ungewisselhaft ein blaudüsiges, flachshaariges Indogermanenkind aus der Dömitzer Elbniederung, und die indogermanischen Stämme zählten von jeher bis zehn und benutzten dazu ihre natürlichen Zähl- und Rechenapparate, die Finger. Denn alles Zählen geht nach Grimm aus von den Fingern der Hände. — Stimmt das? Wir hatten früher doch das Duodezimalsystem, und auf Island, in England und an der deutschen Nordseeküste finden wir beim Handel mit Schafen, Heringen, Bretten und Dorf noch heute Reste des alten Zwölfersystems. Ob auch an der mecklenburgischen Nijseeküste?

Das Zwölfersystem herrschte schon im alten Babel. Wo bleibt da die Vortrefflichkeit der deßabijischen Zählung? — Im zweiten Buch Samuelis Kap. 21, 20 wird uns von einem Gathiter erzählt: Er hatte sechs Finger an seinen Händen und sechs Zehen an seinen Füßen, das ist vierund-

zwanzig an der Zahl. Grimm vermerkt das im großen Wörterbuch als einen Schritt vom Dezimal ins Duodezimal. Aber Grimm, der Altmeister deutscher Sprachforschung, irrte, und Mine, die Göffelhirtin aus Levenswoos bei Jabel, hat recht. Das alte Zwölfersystem, das vielleicht von Babel bis Island reichete, konnte nicht auf Anormitäten, auf der Überzahl der Finger und Zehen, aufgeführt werden, konnte nur erwachsen auf breiter, volkstümlicher Grundlage. Es setzt ein mit der Vier, die durch zweifache Halbierung auf die grundlegende Eins zurückführt und anderseits über die Acht zur Zwölf läuft, während das Zehnersystem bei der Halbierung wörtlich und sachlich in die Brüche geht. Aber das ist eine andere Geschichte, wie Marx Lwain sagt. Nebenbei kommt der überschließende sechste Finger, die sechste Zehe auch in Deutschland gar nicht so sehr selten vor, und der Gelehrtenname Bilsfinger weist wohl auf einen erblichen Bildungsfehler in der Familie hin: Bilsfinger, Zwölffinger. —

Über die folgenden Stationen eilen wir auf unserer Wanderung vom Daumen zum Kleinfinger schnell hinweg. Dem Zeigefinger, dem plattdeutschen Wodderlicker, ist naschhafte Sinnlichkeit eigen; in schottischen wie englischen Kinderreimen stiehlt er das Korn. Sein Nachbar Langermann mengt sich in alles, drängt sich auch überall vor. Der Appenzeller Bauer mochte seine Gründe haben, als er ihn den Landammann nannte. Daß sein obrigkeitliches Ansehen aber nur auf schwachen Füßen stand, beweist seine Einschätzung: mit sieben Schilling Bergeseld steht er am niedrigsten unter den Brüdern.

Vom folgenden berichtet Geiler von Kessersberg: „Den Ring trägt der Mensch an dem fiefden Finger, der heißt der Herzfinger.“ Im volkstümlichen Fingerspruch ist er der Goldentinger, und auch das Altnordische nennt ihn Baugfinger, denn Baug ist der Ring. Als die Brüder Erbsen kochten, war er der „Annerkieker“, und beim Waschen bettelt er sich als „Dröger“. Im Orlechtschen war er dem Sonnengott heilig, heilkräftiger Zauber wohnte ihm inne. Auch im deutschen Volksglauben ist er der Arzt unter den Fingern. Den vom Baum

gefallenen Daumen faßt er beim Kopf und macht ihn gesund. Und als der Daumen ins Wasser fällt und seine Brüder ihn herausziehen, da legt er den Verunglückten ins Bett, deckt ihn warm zu und nötigt ihn, die Suppe zu trinken.

Wir kommen zur letzten Station, zum Lüttensfinger. Ursprünglich war der ganzen Hand die Gabe der Weissagung eigen. Dann ging die Gabe auf den kleinen Finger über. Schon aus dem Althochdeutschen wissen wir, daß er in das Öre grubilot. Er bringt am tiefsten ins Ohr und plaudert dort die geheimsten Dinge aus. So wird aus dem Ohrengrübler ein Ohrenbläser und Angeber. Fällt der Daumen in den Brunnen, dann geht der kleine und meldet es dem Vater und der Mutter. Haben die Brüder Obst gestohlen, er zeigt es vor Gericht an. Haben sie das Schwein geschlachtet, das Brot gebacken, das Mahl bereitet, er ist heimlich alles auf. Er ist klüger und wichtiger denn sie alle, ist aber auch ein Schalk und neckischer Bosheiten voll. Nur bei der großen Wäsche hilft er nach der mecklenburgischen Jugend als Plätter. Zeigt er in den kleinen Sprüchen alles an, so vergleichen wir die Wendung: Das hat mir mein kleiner Finger gesagt. Im Muspills wird erzählt, daß am jüngsten Tage alle Glieder ihre Sünden vor Gott bekennen sollen unzi den luzigun vinger bis auf den kleinen Finger. Ob der unbekannte Dichter ihn ausdrücklich nannte, um zu sagen, daß am Gerichtstag auch das Kleinste und Geringste nicht vergessen wird? Oder ob ihm hier eine Erinnerung an die eigene Kinderzeit und ihre Fingerreime aufstieg?

Ging die Gabe der Weissagung auf den Finger über, so genügte schließlich auch der Fingernagel als Spiegel der Zukunft. Nize die Runen auf den Rücken der Hand und schreib ein R auf den Nagel ruft die Walküre in der Edda; von Runenzeichen auf dem Nagel der Vorne weiß die Edda des öfteren zu melden. Das Beschreiben und Beschauen des Fingernagels muß ein herrschender Brauch gewesen sein. Noch Geiler eifert gegen „die Warfeger, die Gesichtern uf ein Nagel machen“ und eine reine Jungfrau daraus weissagen lassen.

Aus Schweden und der Schweiz wird es für das letzte Jahrhundert belegt, und in Mecklenburg finde ich es noch heute; man wahrsagt hier — je nach Neigung und Alter — Glück, Reichthum, aus dem kleinen weißen Nagelflecken. Auch die flachen Halbmonde am Grunde der Fingernägel deuten je nach Größe und Färbung auf Gesundheit, Glück usw. hin. Noch ein alter Brauch ist heut in der Griesen Gegend üblich: man preßt die ausgestreckten Finger fest aneinander und hält sie gegen das Licht. Je schöner das Rot durchscheint, desto länger lebt man.

Ein vielbeliebtes Fingerspiel soll den Schluß bilden. Mehrere Mädchen legen je einige Finger nebeneinander auf den Tisch. Durch einfaches Abzählen wird dann der Stand des Zukünftigen bestimmt. Das Wort, das auf den letzten Finger fällt, gilt. Als Abzählreim hörte ich mehrfach:

Eddelmann, Weddelmann,
Müller, Major,
Kaufmann, Katmann,
Doktor, Pastor.

Die Wahl der Stände beweist immerhin, daß die Mädchen der Weissagenden Kraft der Finger doch nicht so ganz mehr trauen; besonders fesselnd ist der Weitleter als vorsichtige und dürstige Konzeßion an die ausgleichende Gerechtigkeit. In der heutigen Form scheint das Spiel der neuern Zeit anzugehören, aber im Hintergrunde steht deutlich sichtbar der alte Volks- und Kinderglaube.

Auch für die Großen gilt, wenngleich in andern Sinn: das kann man sich an den Fingern abzählen. Dem einen muß man scharf auf die Finger sehen, bei des andern Tun und Lassen muß man oft durch die Finger sehen. Ein begehrllicher Mensch leckt sich irgend wonach die Finger, und sein Nachbar rührt auch einer wichtigen Sache wegen keinen Finger. Der eine hat früher mal lange Finger gemacht, und der andere hat sich die Finger sogar verbrannt. Wenn man dem Teufel den kleinen Finger reicht, dann nimmt er gleich die ganze Hand. Und endlich: Als wieder mal eine Plage über Egyptenland kam und die eheimischen Zauberer mit ihrem Be-

schwören nichts ausrichteten, erkannten sie die göttliche Allmacht und sprachen zu Pharaon: Das ist Gottes Finger. (2. Mose 8, 19.) —

Auch in der Fingersprache ruht ein Geheimnis unvertrocknenen Lebens, daß Länder und Meere es nicht mögen bedecken, daß Jahrhunderte und Jahrtausende es nicht mögen verschlitten. Es liegen Urkräfte darin; Gott weiß, wer sie

gefunden hat. Aber sie klingen fort und fort durch Völker und Zeiten. Und heute wird die Poesie der Sprache, die vom Daumen bis zum Kleinfinger hinüber tönt, treu bewahrt und erhalten von dem einzigen Naturvolk, das noch unberührt blieb von des Lebens Ernst, von grauer Sorge und von sozialen Nöten: die Kleinen Kinder sind die Träger der Fingersprache.

Hermann

Ditto Kaysel.

Als die Jahrhundertwende bestand in Ludwigslust eine lustige Tafelrunde, die sich den Namen „Hermann“ zugelegt hatte, bei gutem Wein in Weimarschen Krug allerlei Kurzweil trieb und allemal am 11. Mai ihr Jahresfest beging. Die Frage, wie man dazu gekommen sein möchte, den Namen „Hermann“ zu wählen, war eine Zeitlang viel umstritten, bis neuere Forschungen, deren Ergebnisse in der nachfolgenden kleinen Geschichte niedergelegt sind, dem Streit ein Ende gemacht haben.

Vor reichlich sechshundert Jahren war es, an einem Mattag sondergleichen. In dem Dorfe Klenow waren die Gärten schon leidlich in Stand gesetzt, die Blumen summten um die blühenden Sträucher, in allen Feldern und in den Hecken und Kirschbäumen sang es, wie es ja nur im deutschen Frühling singen kann: die Amseln und Finken waren fröhlich an der Arbeit und über den Kornfeldern jauchzten die Lerchen. Ein blauer Himmel, heiter, voll weißer Lümmen spannte sich über das kleine Dorf und den Wald, und die Sonne lachte, lachte auf das Bauernvolk hernieder, welches in guter Laune auf dem Acker und in den Höfen seiner Arbeit nachging, als gäb's keine Ritter zu seiner Plage, und keine Hirsche, die ihm die Lärge Frucht seines Fleißes rupften. Es war eben ein Mattag, wie er dem lieben Herrgott, wann er jeglichem Ländlein sein Frühlingswetter zuteilt, für unser gutes Mecklenburg nur allzu selten gelingt.

Vor dem Kröschefischen Raten an der großen Dorfstraße saß auf einer Holz-

bank unter der Eiche ein Prachtbild von einem Rittersmann, der hatte den Schlapphut auf den großen Stein gelegt, der vor der Bank lag, und schaute vergnüglich blinzeln die Dorfstraße hinunter. Sein Roß war an den Zaun gebunden und ließ den Kamskopf hängen; Pferde haben eben keinen Sinn für den Glanz und die Klänge des Frühlings, besonders wenn sie einen so von Anfang bis zum Schluß nichtswürdigen Sandweg, wie der von Muchow bis Klenow dazumalen war, hinter sich haben.

Der Rittersmann war Herr Hermann von Klenow, der zu Muchow hauste, einen Anteil des Klenower Landes zu Lehn trug und sich gern dann und wann im Dorfe sehen ließ. Heute hatte die kleine Reise noch ihren besonderen Grund, es war der erste Mai, der Geburtstag des Ritters, und heut' sich etwas Guts zu gönnen, ei, daran hätten ihn alle Engel des Himmels nicht hindern können. Die Sonne schien auch gar zu lustig über den grünen Plan, und allerlei Sonniges und Späßiges ging ihm durch den Kopf. Ja, ja, das ist der Frühling, er leidet keine Sauertöpfe und Griesgramms, sie müssen allesamt die Mucken und die Grillen von sich tun und soviel Fröhlichkeit hegen und pflegen, als ihr Herz vermag.

So holte denn Herr Hermann sein braun Kößlein aus dem Stall, putzte es und schürte es, und trabte pfeifend in den Morgen Sonnenschein hinein, seinem lieben Klenow zu, zwar durch staubigen Maßsand, aber links und rechts den